

Vertrauen in Senfkorn und Sauerteig

Überlegungen zur Gestalt von Kirche in der Komplexität einer Großstadt

Augenwischerei hilft nicht weiter: Das kirchliche Leben in Deutschland löst sich immer mehr auf die Zahl der Christen sinkt Jahr für Jahr das Vertrauen in die Kirche ist auf dem Dauerprüfstand die herkömmliche Gemeindepastoral ist ratlos die Verantwortlichen sind ohnmächtig. Eine Alternative ist nicht in Sicht. Viele Gründe gibt es, um zu verzweifeln. Oder einen Anlass, sich an Wesentliches zu erinnern?

Nachstehende Überlegungen zur Seelsorge in der Großstadt resultieren aus Erfahrungen in zwei sehr unterschiedlichen Gemeinden in der Großstadt München im Zeitraum von 1994-2015. Es handelt sich dabei um persönliche Reflexionen, die weder Allgemeingültigkeit beanspruchen noch sich mit der Frage der konkreten Umsetzung innerhalb diözesaner Strukturen befassen. Es sollen schlichte Denkanstöße sein, die einerseits auf manche seit langem selbstverständliche und nicht mehr hinterfragte Gewohnheiten kritisch hinweisen wollen und andererseits tröstliche, Zuversicht spendende Perspektiven aufzeigen möchten ...

Ich hatte großes Glück: von 1994-2007 durfte ich im Südosten Münchens eine neue Gemeinde aufbauen. Es war auf dem Gelände der ehemaligen amerikanischen Siedlung die US-Amerikaner waren 1992 aus München abgezogen worden, die Siedlung ist dann in Bundesbesitz übergegangen und wurde anfangs ausschließlich von Bundesbediensteten aus ganz Deutschland neu besiedelt das Durchschnittsalter der ca. 4000 neu Zugezogenen lag bei etwa 35 Jahren. Der Bischof ließ für mich in der Siedlung eine Wohnung anmieten und gab mir den Auftrag zum Aufbau einer neuen Gemeinde. Ich hatte keine Kirche, kein Pfarrzentrum, kein Pfarrbüro, kein Personal, aber ein jugendliches Herz voller Vertrauen und das Evangelium als Leitfaden für meinen Auftrag und offenbar auch das Vertrauen der

Diözesanleitung und alle Freiheit. Unter diesen Rahmenbedingungen machte ich u.a. folgende Erfahrungen:

Nähe

Ich lebte in einer Wohnung „nebenan“, vom selben Schnitt wie alle anderen Wohnungen – meine Wohnung war Werktagkapelle und Gesprächsraum – sonntags war die Messe in den ersten drei Jahren bis zum Bau einer Behelfskirche in Räumen des örtlichen Schulzentrums. Wenn man Tür an Tür lebt, im selben Supermarkt einkauft, mit demselben Bus fährt usw., entsteht eine natürliche Nähe zu den Mitbewohnern. Wenn die Leute ihren Pfarrer suchten, kamen sie unmittelbar zu mir ohne Zwischenvermittlungen. Menschliche Nähe ist in einem komplizierten und von Technik bestimmten Umfeld, wie es die Großstädte heute sind, ein hoher Wert. Wie leicht Kirche zum distanzierten „Amt“ wird, erlebte ich in einer Nachbarpfarrei. Sucht man dort den Pfarrer und begibt sich zum Pfarrbüro, dann findet man neben dem Eingang ein Schild mit den Sprechzeiten – man läutet mutig, ein elektronisches Auge öffnet sich und die Stimme einer Sekretärin grüßt und fragt nach dem Begehrt, alles über Sprechfunk – ist der Grund für mein Kommen gewichtig genug, öffnet sich die Tür, ein paar Stufen führen nach oben und man steht vor einer weiteren Tür mit der Aufschrift „Pfarrbüro“ – nochmaliges Anklopfen und Eintreten. Worum es geht? Beispielsweise um eine Taufe. Dann reicht die Sekretärin ein Formular zum Ausfüllen, fragt nach der Telefonnummer und versichert, der Pfarrer würde zurückrufen und einen Termin ausmachen. Das ist keine Karikatur, sondern mehr oder minder Standard und auf diese Weise verändert die Kirche ihr Gesicht: es ist nicht mehr der Anblick und die Nähe einer Mutter, sondern die distanzierte Atmosphäre des Standesamtes. Kirche verändert nicht nur ihr Gesicht, eigentlich verliert sie es weitgehend.

Nähe heißt ganz einfach absichtsloses Mitleben und – eine alte pastorale Tugend – „Präsenz“ so viel als möglich. Da sein, treu sein, verlässlich sein ...

Vielleicht mag man einwenden, dass das in einer Gemeinde von mehreren 1000 Mitgliedern nicht möglich ist. Das ist nicht wahr!

Wahr ist es nur, solange man an den gewohnten Strukturen festhält. Ist man davon frei, gehen einem die Augen für anderes auf. Zum Beispiel für das, was man in der Bibelwissenschaft „Zeichenhandlung“ nennt, also ein symbolisches Tun oder Handeln an einem einzelnen Menschen oder in einer einzelnen Situation, die aber von umfassender Bedeutung für viele Menschen und Situationen sind.

Zeichenhandlung

Ein Beispiel sei kurz erzählt: in der Gemeinde lebte eine Familie aus Oberschlesien, deren zwei Töchter in einer rhythmischen Gruppe an den Sonntagsgottesdiensten mitwirkten. Die beiden sollten auch am letzten Sonntag der Sommerferien mit musizieren. Eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes läutete das Telefon es war die Mutter, die zunächst ganz sachlich mitteilte, dass ihre Töchter heute nicht kommen würden, weil sie alle noch in Polen, in der Heimat, seien. Dann änderte sich die Stimme und unter Tränen sagte sie, dass ihr Mann sich tags zuvor das Leben genommen habe und dann konnte sie nur noch sagen: Wir sind jetzt ganz allein können Sie nicht kommen? – Es war eigentlich unmöglich und verrückt: Schuljahresbeginn, Schulgottesdienste, Erstklasskindersegen und anderes, aber am Nachmittag saß ich im Zug nach Wien, und in der Nacht kam ich in Kattowitz an und verbrachte den Tag der Beerdigung an der Seite der Witwe und der Töchter, um am nächsten Tag mit ihnen zusammen mit dem Auto zurückzufahren. Die Frau schenkte mir die Sandalen, die sie für ihren Mann kurz vor dessen Suizid noch gekauft hatte. Jetzt, da ich diesen Artikel schreibe, trage ich sie wieder einmal. Ich konnte nur kommen und zuhören es ging nicht um Requiem und Beerdigung, die der polnische Ortspfarrer hielt. Aber die Frau war froh, dass sie nach der Rückkehr nach München, als sie den Nachbarn im Wohnblock und Gemeindemitgliedern erzählen musste, was geschehen war, auch davon erzählen konnte, dass der Pfarrer mitten in der Nacht angekommen ist. Eine Zeichenhandlung ist eine Handlung, die sich herumspricht. Noch Wochen später traf ich eine im selben Block wohnende Frau, die mich in der S-Bahn ansprach, um mir mitzuteilen, dass sie eigentlich aus der Kirche austreten wollte, aber als ihr die Nachbarin von alldem erzählte, fühlte sie sich

dazu bewogen, doch noch zu bleiben. – Wie schade, wenn man durch die vielen „Verpflichtungen“ im normalen Pfarreialltag den Sinn und den Mut für Zeichenhandlungen verliert!

Schwäche

Das Leben in der Großstadt ist für viele Menschen geprägt von Leistungsfähigkeit, Schnelligkeit, Durchsetzungsvermögen, Kompetenz, Souveränität und selbstsicherer Stärke. Kirche ist dagegen von Anfang an ein Ort, der Schwäche erlaubt und – recht verstanden – sogar selig preist, da Gottes Kraft sich in der Schwäche offenbaren kann. Darf man in der Pastoral schwach sein? Bestimmt nicht absichtlich oder aus Nachlässigkeit, aber man muss auch nicht perfekt sein, und sich schon gar nicht unter Leistungsdruck setzen.

Ein Beispiel, wie aus Schwäche Stärke werden kann: Beim ersten Treffen der neuen Gemeinde in einem Klassenzimmer der örtlichen Schule wollte ich zu Beginn einen Kanon singen und hatte den Text an die Tafel geschrieben: „Ausgang und Eingang, Anfang und Ende, liegen bei dir, Herr, ...“ stimmte ich an in der Hoffnung, dass schon jemand mitsingen würde. Das war aber nicht der Fall und schnell verlor ich den Ton, so dass es peinlich endete – aber doch nicht endgültig peinlich, denn später kam ein Mann auf mich zu und bot mir an, er könne künftig eine Gitarre mitbringen und die Lieder vorbereiten und anstimmen. Aus dem Offenbarwerden meiner Schwäche wurde das sich Offenbaren der Stärken anderer die musikalische Begleitung der Gottesdienste ist in der Gemeinde bis heute ehrenamtlich. Gewiss nicht immer perfekt, aber dafür mit hingebungsvollen, unbezahlten Herzen.

Verpuppung

Von dieser in den drei genannten Stichworten angedeuteten besonderen Erfahrung war ich geprägt, als ich 2007 eine „normale“ Stadtpfarrei (im Olympischen Dorf/München) anvertraut bekam. Plötzlich war alles ganz anders: ich sollte „Chef“ sein für 15 Angestellte (relativ überschaubar), Vermieter für fünf Mietparteien, verantwortlich für Pfarrhaus, Kindergarten, Pfarrzentrum und Kirche. Der Kalender war auf einmal gefüllt mit Sitzungen, Dienstgesprä-

chen und dergleichen und es ging immer wieder vor allem ums „Geld“. Ich erlebte, wie ich auf diese Weise immer mehr in eine Art binnengemeindlichen Kokon verpuppt wurde... Und der Kontakt mit Menschen, die nicht zum inneren Kreis gehörten, wurde selten. Die Gemeinde erlebte ich als Parallelwelt zur Gesellschaft. Die Gesellschaft bietet Konzerte wir laden zu Konzerten in die Kirche ein, Reisebüros schreiben Fahrten aus – wir machen Ausflüge mit den Senioren die „Welt“ feiert Fasching, die Gemeinde feiert auch Fasching die Stadt unterhält ein Jugendfreizeitheim, bei uns gibt es die Jugendräume im Pfarrzentrum usw.



„Parallelwelten“

Anstatt der Umgebung in deren Einrichtungen zu dienen, behält man alles einmal Eingerichtete bei und schafft so ein Leben neben dem Leben der „Anderen“. Gewiss hatten die meisten der genannten Strukturen einmal einen guten Sinn. Mittlerweile sind sie aber eher eine Belastung und auch oft eine Verunklärung des eigentlichen Auftrags. Kirche wirkt so für viele wie ein zweites Standesamt, was das Büro betrifft oder wie eine Agentur für Freizeitgestaltung, was

das Pfarrzentrum betrifft. Hinzu kommt, dass meist unmerklich sich auch der Charakter des Pfarrers verändert: es hinterlässt Spuren, wenn man bestimmen muss und Verantwortung hat im Blick auf das Personal u.a., und es bleibt nicht folgenlos, wenn man über große Mengen von Geld letztverantwortlich mitverfügt. Es braucht schon eine sehr reine Seele, um davon nicht infiziert zu werden. Sowohl das Erscheinungsbild nach außen als auch die innere Grundhaltung entfernen sich fast zwangsläufig vom Bild des „armen, gütigen und demütigen Dieners“.

Mitten in der Welt

Das alles ist recht zugespitzt gesagt, aber nicht um das eine gegen das andere auszuspielen, sondern um durch den Kontrast deutlicher zu machen, worin die Erfahrung besteht, die ich mitteilen will: durch die komplexe, bürokratisierte, perfekt ausgestattete Struktur einer Pfarrgemeinde (und das gilt in gewisser Weise auch für die Kirche in Deutschland insgesamt) wird fast die gesamte Energie in einen binnengemeindlichen, sekundären Bereich absorbiert, so dass es zum primären Dienst als Sauerteig für die Gesellschaft kaum mehr kommen kann. Papst Franziskus appelliert kurz und bündig: „Weniger Struktur, mehr Leben!“

Wie könnte eine neue Einfachheit in der Komplexität des modernen Lebens aussehen? Vielleicht wirklich so einfach, wie es schon im Evangelium zu finden ist: Wach sein für das, was „heute“ ansteht Menschen besuchen, Menschen zu sich einladen, miteinander zu Tisch sitzen die Kinder segnen das Gebet pflegen, das Reich Gottes predigen, Sakramente feiern und bei allem nicht „effizient“ sein wollen, sondern vielmehr bereit sein, zu leiden. Mitten in der Welt Zeugnis geben für eine „andere“ Welt, das Reich Gottes, für Gott, der immer „Gott mit uns“ bleibt.

Jakob Paula, Priestergemeinschaft Jesus Caritas, Dachau